



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Festenberg, Adam von: Auf dem Stilfser Joch : (Fortsetzung.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Auf dem Stillfer Joch.

Von Adam von Festenberg.

(Fortsetzung.)

Zehntes Kapitel.



Harald war in heller Verzweiflung; er setzte sich, in seiner Wohnung angekommen, an den Schreibtisch und schrieb Broni einen Brief, in dem er ihr alle seine Liebe und seine Sorgen offen gestand. Er bat sie, einen Blick auf die Gegensätze zu werfen, wie sie sich in dem Schauspieler auf der Bühne und im Leben zeigten, auf die Leichtigkeit, mit der Übermut und Ausgelassenheit an die Stelle des Ernsten und Erhabnen träten. Er verhehlte ihr seine Befürchtung nicht, daß ihr empfängliches Gemüt Schaden dabei nehmen könnte, und daß dann auch sein eignes Leben, welches er ohne Liebe zu ihr sich nicht denken könne, für immer zu grunde gerichtet sei. Er bat sie, sich ihm offen zu erklären, da er vor einer Antwort nie wieder in ihr Haus kommen wolle.

Diese Antwort traf nicht ein. Dagegen stand am nächsten Tage die unwiderruflich letzte Vorstellung der fremden Gäste in den Zeitungen und an den Anschlagssäulen angezeigt. Harald atmete wieder freier auf; er hoffte daß mit der Abreise Lenormants Broni wieder zu sich selbst zurückkehren und, von dem Ernst der Lage durchdrungen, ihm Gehör schenken würde. Aber er war den ganzen Tag über voll Unruhe und am Abend vor Schluß der Aufführung instinktiv vor das Theater geeilt, ohne freilich sich selbst einen Grund dafür klar zu machen; er stand zerstreut und in sich versunken, als die lärmende Menge, noch ganz unter dem Eindrucke des Gesehenen, ins Freie stürzte.

Harald schämte sich vor sich selbst, daß er sich so wenig habe bemeistern können; er hatte Broni unter den Herausgekommenen nicht erblickt und war froh, daß er von ihr nicht bei seiner Eifersucht ertappt worden war. Inzwischen hatte sich das Haus geleert, auch Harald verließ seinen Platz und wandte sich

dem Heimwege zu. Da trat aus der Seitenpforte des Theaters ein in dunkle Mäntel gehülltes Paar und bestieg einen mit Koffern bepacten Wagen. Harald erkannte in dem Manne Lenormant, aber auch die Gestalt der weiblichen Begleiterin desselben kam ihm trotz ihrer Verhüllung nicht unbekannt vor. Schon wollte er Broni anrufen, als er zur rechten Zeit noch seinen eignen schändlichen Verdacht und die ihn blind machende Eifersucht zurückhielt. Er wollte Broni nicht einmal eingestehen, daß ein solcher Gedanke auch nur einen Augenblick in seinem Kopfe habe Raum finden können, und tief beschämt schlich er nach Hause.

Am andern Morgen frühzeitig wurde ein Brief für ihn abgegeben; er kam von Broni und lautete:

Lieber Freund!

Ich will Ihnen jede peinliche Erörterung ersparen und Ihnen durch einen entscheidenden Schritt Ihre Ruhe, Sie selbst Ihrer Kunst zurückgeben. Ich habe mich in den letzten Monaten wohl geprüft; ich glaubte sicher zu sein, Sie ebenso zu lieben, als ich von Ihnen geliebt wurde. Aber ich habe mich über mein Gefühl getäuscht. Lenormant erst hat mir gezeigt, was wirkliche, echte Liebe ist, wohin ich mich zu wenden habe; er hat mein ganzes Herz, und ich kann ohne ihn und ohne seine Kunst nicht glücklich sein. Um einen schnellen, aber wie ich hoffe, segensvollen Entschluß nicht mehr rückgängig zu machen und um Ihnen die fernere Pein des Zweifels zu ersparen, habe ich gestern Abend mit Lenormant die Stadt verlassen, um fern vom Vaterlande mit seiner Gattin zugleich seine Schülerin zu werden. Auch mein Vater wird von diesem Schritte erst zu derselben Zeit und in derselben Art wie Sie unterrichtet werden. Verzeihen Sie mir, lieber Freund, den Schmerz, den ich Ihnen verursache, aber niemand darf dem natürlichen Drange Widerstand leisten, und wäre es Unrecht, was ich vorhabe, so ist die Natur anzuklagen, welche ein Gefühl in meine Brust pflanzte, das mich von Ihnen losreißt und dem geliebten Manne in die unbekannte Ferne folgen läßt. Amor ehe a nullo amato amar perdona, das ist die wahre Liebe, welche uns der Dichter zeigt, und ich kann nicht anders, als die heiße Liebe Lenormants erwiedern. Vergessen Sie, armer Freund,

Ihre Broni.

Harald sank niedergeschmettert auf den Sessel nieder, und sein Blick starrte in die leere Luft. Er vermochte nichts mehr zu denken, das Geschehene hatte alle seine Sinne betäubt; nicht einmal Zorn gegen den Räuber seines Glücks empfand er.

So mochte er in dumpfem Hinbrüten eine halbe Stunde gefessen haben, als Herr Keller zu ihm hereinstürzte, und an der Miene des Armen erkannte er, daß auch der Vater von allem unterrichtet war. Statt jeder Rede reichte ihm Harald den Brief hin.

Herr Keller war außer Fassung. Am Abende vorher, gleich nachdem sich seine Tochter in die letzte Vorstellung begeben hatte, hatte er einen anonymen

Brief in italienischer Sprache erhalten. Aber da ihn seine Kopfschmerzen wieder heftig plagten und er der Sprache nicht so mächtig war, um den unorthographisch und in fast unentzifferbarer Schrift geschriebenen Brief zu enträtseln, so hatte er ihn beiseite gelegt, um ihn Broni zu zeigen. Aber sein Unwohlsein war immer stärker geworden, und deshalb hatte er sich zu Bette begeben, ohne die Rückkehr der Tochter vom Theater abzuwarten. Am heutigen Morgen hörte er beim Erwachen zu seinem Schreck, daß das Fräulein nicht zurückgekehrt, statt ihrer aber noch in der Nacht ein Brief angekommen sei, sodaß die Dienerschaft geglaubt habe, Broni sei, wie es wohl gelegentlich vorgekommen, nach dem Theater zu einer Freundin gegangen und habe bei dieser übernachtet. In dem Briefe setzte Broni den Vater von ihrem Entschlusse in Kenntnis und hoffte von der philosophischen Anschauungsweise desselben Billigung und Verzeihen. Die Flucht sei lediglich auf Zureden Lenormants erfolgt, der mit dem Ende seines Spieles in Berlin argwöhnte, daß man seine Abwesenheit dazu benutzen könnte, die Geliebte durch Verleumdung von ihm abtrünnig zu machen und der namentlich in Harald einen gefährlichen Nebenbuhler fürchtete. Nach der Trauung, die in Paris stattfinden würde, werde sie dem Vater weitere Nachricht geben, den sie bei ihrem Gastspiel im nächsten Winter in Berlin wiedersehen wolle. Keller gab sodann Harald den anonymen italienischen Brief zu lesen. Dieser lautete:

Verehrungswertester Herr.

Ihre Gastfreundschaft und die Unschuld Ihres Kindes werden auf das schönste mißbraucht. Mr. Lenormant ist längst verheiratet, seine Tochter hat bereits vergangnen Winter in San Carlo gesungen. Es ist nicht das erstemal, daß Lenormant die Unschuld verführt. Auch die Schreiberin dieses Briefes ist eines seiner vielen Opfer.

Keller wurde ohnmächtig; als er wieder zu sich kam, war seines Sammers kein Ende: Verloren ist meine einzige Hoffnung, zu grunde gerichtet mein ganzes System, mein ganzes Leben! Und ungeachtet des eignen Schmerzes ergriff Harald ein tiefes Mitleiden zu diesem Manne, der mit seiner Tochter auch seine ganze Lebensaufgabe zerstört sah.

Beide, die sich in dem gemeinsamen Schmerze noch näher zu einander gefunden hatten, beriethen, was zu thun sei. Der anonyme Brief war eigentlich das schlimmste bei der Sache; wenn sein Inhalt die Wahrheit enthielt, dann hatte Broni nicht bloß ihren Vater und Harald, sondern auch sich selbst im höchsten Grade unglücklich gemacht. Die Schriftzüge ließen auf eine Frauenhand schließen, und gerade dies schien für die Wichtigkeit dieses Inhalts zu sprechen. Auf der andern Seite war die Anonymität ein Deckmantel der Feigheit und das bequemste Mittel, das Gift der Verleumdung auszustreuen. Aber wie einmal die Würfel gefallen waren, gab es kein andres Mittel, als Broni, welche selbst den entscheidenden Schritt gethan hatte, des Weiteren gewähren zu lassen. Keller wie Harald waren darin einig, daß, wenn die Be-

hauptungen der anonymen Brieffstellerin auf Wahrheit beruhten, Broni für immer verloren war, denn sie würde zu stolz sein, um mit Schmach bedeckt in das väterliche Haus zurückzukehren. Sicherlich würde sie einer solchen Rückkehr den Tod vorziehen. Und so war das Ende der ganzen Beratung, daß die schwer Getroffenen den Schlag des Schicksals hinnehmen mußten, ohne irgendeinen Schritt dagegen thun zu können. So frei war die That Bronis gewesen, daß sie den Ihrigen keine andre Wahl ließ, als den Zwang, sie gewähren zu lassen, und so mußte auch Harald dem zusammengebrochnen Vater geloben, die Spuren der Geliebten nie zu verfolgen.

Noch an demselben Tage verließ Bronis Vater die Residenz und zog sich allein und mit seinen Büchern auf ein Landgut im fernen Ostpreußen zurück, das er bisher verpachtet gehabt hatte. In dem dürftigen Herrenhause überließ ihm der lithauische Pächter eine Schlaf- und eine Wohnstube, die trotz ihrer Enge den alten Mann mit seinem großen Kummer umfassen konnten. Der Hausstand in Berlin wurde aufgelöst, und die jugendlichen Verbrecher wurden mit einer erheblichen Unterstützungssumme der öffentlichen Armenpflege zurückgegeben. Da Keller und Harald übereingekommen waren, daß sie einander nur schreiben wollten, wenn eine Nachricht von Broni eintreffen würde, und diese Voraussetzung sich nicht erfüllte, so blieben sie beide für einander verschollen.

Selbstverständlich machte das Verschwinden Bronis in der Residenz großes Aufsehen, und die skandalfüchtigen Blätter ließen die Gelegenheit nicht vorübergehen, um das ihrer würdige Publikum eine Zeit lang mit der pikanten Geschichte zu unterhalten. Und gerade diejenigen Zeitungen, deren Redakteure in dem Kellerschen Hause als gut empfangene Gäste ein- und ausgingen, brachten, da sie ja am besten unterrichtet waren, die meisten Details. Sie lobten die genossene Gastfreundschaft, indem sie mit beißendem Sarkasmus plötzlich das ganze Hauswesen eines wenn auch in seinen Anschauungen wunderlichen, doch immer ehrenwerten und, wenn auch von falschen Idealen, doch immerhin von Idealen geleiteten Mannes dem Spotte des großen und kleinen Pöbels preisgaben. Harald konnte noch froh sein, daß sein Verhältnis zu Broni sein stilles Geheimnis geblieben war und er nichts gethan hatte, wodurch die Zuckungen seines durchbohrten Herzens andern offenbar geworden wären. Aber wenn er schon seinem ganzen Naturell nach keine Neigung für das öffentliche Leben hatte, bei diesem Gebahren derjenigen, welche sich als Vertreter der öffentlichen Meinung aufspielten, erfaßte ihn ein tiefer Ekel. Gerade als am Leipziger Plage der Hauptschandartikel ausgerufen wurde, traf Harald auf einem notwendigen Wege zu seinem Bankier wieder einmal mit Hettner zusammen, und er konnte es nicht vermeiden, daß dieser auf die Kellersche Katastrophe zu sprechen kam. Als nun auch Harald des edelsten Unwillens voll seinem Ingrim gegen dieses Gebahren der Presse Luft machte, erwiederte der Rechtsanwalt: Was willst du? Wir haben sehr ernste Strafbestimmungen gegen die Verletzung des Hausrechts, und sogar

dem Spitzbuben gegenüber muß die Polizei sich hüten, seinen Hausfrieden zu verletzen, und oft genug geht aus diesem Grunde, zum Schaden der ehrlichen Leute, der Verbrecher, über unsre schönen Einrichtungen spottend, frei aus. Aber wenn es sich um das Privatleben handelt, um die ehelichen Verhältnisse, um Beziehungen zu Kindern und nahen Angehörigen, um alle jene idealen Güter, die dem Einzelnen teurer sind als sein Haus, dann läßt es unsre Gesetzgebung zu, daß ein Journalist, ohne Auftrag, ohne Ermächtigung, ohne Recht, bloß weil er Journalist ist oder als Reporter seinen Groschen für die Zeile verdienen will, die Schwelle unsers häuslichen Herdes überschreite, das intimste Leben durchforsche, die Handlungen und Gewohnheiten einer ganzen Familie und eines Einzelnen der Öffentlichkeit übergebe und dem Übelwillen und Spott der Menge aussetze.

Und giebt es denn kein Mittel, sich dagegen zu schützen? Soll unser mächtiger Staat machtlos sein gegen die Räuber der Ehre?

So lange die Menge der ehrlichen Leute sich von der Phrase der Pressefreiheit blenden läßt, so lange kann auch die weiseste Regierung kein Mittel finden.

Aber es giebt doch noch Gerichte, welche den Abschneider der Ehre zu bestrafen wissen.

Klage nur, und du wirst den Leuten keinen größern Gefallen erweisen. Ich habe die Artikel genau verfolgt und verpflichte mich, in jedem ein Duzend der größten Beleidigungen nachzuweisen. Aber wenn Papa Keller klagen wollte, dann käme ein Duzend geld- und reklamegieriger Advokaten, welche für den Angeklagten den Beweis der Wahrheit antreten würden. Die Gerichte aber lassen diesen leider nur zu oft zu, und dann wird alles, was in der Presse geschrieben war, noch einmal vor das Forum der Öffentlichkeit gezogen und dein guter Name aufs neue durch den Kot gezerrt. Bestenfalls tritt eine Verurteilung zu ein paar Mark Geldbuße oder zu ein paar Tagen Haft ein, und alsdann ist durch das herrliche Institut der Sitzredakteure dafür gesorgt, daß ein armer Dienstmann gegen Entgelt die Zeit abbrummen muß, während sich der Artikelschreiber bei Julig oder Dressel mästet.

Sa dann sind unsre Zustände schlimmer als unter den Hottentotten, bei denen der Verletzte sich wenigstens selbst Recht verschaffen kann.

Ich wage nicht zu widersprechen, lieber Harald, aber tröste dich, wir beide können es nicht besser machen. Doch gehab dich wohl, ich muß die Pferdebahn besteigen, um nach Moabit in den Justizpalast zu kommen, wo ich im Dienste jener Gerechtigkeit die Grundsätze zu vertreten habe, die ich eben tadelte. Aber was kann der Einzelne, wenn „Höbdu“ blind ist? Il faut vivre.

Elftes Kapitel.

Abgesehen von dieser Unterredung, hatte Harald nicht nötig gehabt, die Flucht Bronis im Gespräche mit irgend jemand zu berühren; denn wenn ihn die Notwendigkeit nicht zwang, verließ er seine Wohnung nicht.

Die Betäubung, in welche ihn der Verlust Bronis versetzt hatte, war allmählich einer tiefen Erschlaffung gewichen und hatte seinem Gemüte eine Ruhe gegeben, welche freilich nicht die des natürlichen Friedens war. Wer mitten im Glück von einem schweren Schicksalsschlage heimgesucht wird, darf hoffen, sich auch wieder emporzuraffen; die noch ungebrochenen Kräfte besitzen noch die Widerstandsfähigkeit, um die Herrschaft über sich selbst zurückerobern zu können; eine befreiende That in der Arbeit vermag das beschwerte Herz wieder zu erleichtern. Anders, wenn eine schwere Prüfung des Schicksals einen Mann heimsucht, der bereits seit Jahren dem Fatum zu Experimenten hat dienen müssen, der gleichsam dem Geschick ein Versuchsfeld für die Vivisektionen seines Gemüts dargeboten hat, der chronisch an den Heimsuchungen der Gottheit leidet. Einem solchen Manne sind die physischen und moralischen Kräfte, welche geeignet sind, den sinkenden Mut aufs neue zu beleben, geschwunden; an Stelle der Widerstandsfähigkeit tritt eine gleichgiltige Lethargie; er wird zur wandelnden Leiche. Das war der Zustand Haralds. Für ihn war jedes Interesse für die Welt und jede Beziehung zu ihr geschwunden; kein Ton drang mehr von außen in sein Herz, um dort einen Wiederhall zu finden. Der Untergang der Welt hätte ihn zwar nach des Dichters Wort furchtlos getroffen, *impavidum ferient ruinae*, aber es wäre nicht die Furchtlosigkeit eines mutigen, sondern eines für alle Regungen abgestorbenen Herzens gewesen.

In den ersten Tagen nach jener Katastrophe war ihm wohl auch der Gedanke gekommen, ob es nicht besser sei, sich von der Last des Lebens ganz zu befreien; allein auch dies schien ihm interesselos. Was hatte er noch zu fürchten oder zu hoffen? Für ihn war der Tod ebenso gleichgiltig wie das Leben. Auch hatte er das Gefühl der Pflichterfüllung noch nicht ganz verloren; so wie der elektrische Strom noch eine Zeit lang in dem toten Kadaver nachwirkt und ihn zu mechanischen Bewegungen veranlaßt, so wirkte der Umstand, daß die Sorge um den Bruder nicht geschlossen sei, doch noch bewegend auf den totmüden Mann ein. In dieser Gedanke war imstande, ihm einen neuen Aufschwung zur Thätigkeit zu geben. Er empfand es als eine drückende Unfreiheit, daß überhaupt noch etwas existire, das ihn mit den Geschicken der Menschheit verknüpfe, daß er nicht alles auf einmal abstreifen könne, sondern daß immer noch etwas vorhanden sei, das durch seinen Druck das Gewissen belaste. Und die Vorstellung, wie er sich von dieser letzten Kette befreien könnte, regte ihn immer lebhafter an.

Einen Verkehr hatte er seit seiner Wiederankunft in Berlin nicht angebahnt, und bei der Hohlheit und Phrasenhaftigkeit des modernen Lebens einer Weltstadt

genügt es, wenn jemand nur einen einzigen Winter die Gesellschaft meidet, um für immer vergessen zu sein. Zumal jetzt bei dem Beginne der schönen Jahreszeit hörte jede gefellige Verbindung von selbst auf, und so konnte Harald wie ein verwunschener Prinz in seinem Atelier hausen, ohne befürchten zu müssen, auch nur einmal den Zauberbann seiner Einsamkeit gestört zu sehen. Sein Atelier lag im Garten; die Häuser der Straße, welche erst vor kurzem am Nordrande des Tiergartens entstanden war, standen zumeist noch leer; nur in das eine oder andre war der wenig frohe Eigentümer eingezogen, um wenigstens aus der eignen Wohnung den Nutzen zu ziehen, den einzigen, den ihm bisher sein Spekulationsbau gewährte. Ab und zu gelang es noch, die leerstehenden Wohnungen kleinen, in dürftigen Verhältnissen lebenden Beamten zu vermieten, die dazu berufen waren, durch Trockenwohnen die Räume für das Beziehen durch reichere Nachfolger wohnlich zu machen. Haralds Hause fehlten aber sogar die Trockenwohner. Außer seinem Hauswirt, einem kleinen Maurerpolier, der die wenigen Ersparnisse seiner mühevollen Thätigkeit auf diesen Hausbau verwandt und sich überdies noch in drückende Schulden gestürzt hatte, wohnte niemand in dem Hause, und was Harald an Aufwartung und Bedienung brauchte, leistete ihm die alte Frau des Eigentümers. So konnte er ungestört seinem eignen Kummer leben.

Da trat eines Tages Graf Ikenstein bei ihm ein; auch zu diesem war die Nachricht von Bronis Flucht mit Lenormant gelangt, und es war in ihm ein leiser Verdacht aufgestiegen, als ob der Künstler von diesem Ereignis schwer betroffen sein müßte. Denn der Graf war ein scharfer Beobachter und ein gewiegter Menschenkenner, und es war ihm nicht entgangen, daß das Interesse, welches Harald im vergangenen Jahre bei dem Feste für die Verunglückten gezeigt hatte, in Broni seinen Hauptbewegungsgrund haben mußte. So diskret sich auch Harald benommen hatte, so genügte für den Scharfblick des Grafen oft nur eine Bewegung, um daraus mehr zu erraten, als andre imstande waren. Auch hatte der Graf den Künstler zu einem Besuch eingeladen, aber keine Antwort erhalten, weil Harald in den ersten Tagen seines Schmerzes die Karte beiseite geworfen und nicht wieder an sie gedacht hatte. Gleich bei der ersten Begrüßung merkte der Graf an dem apathischen Wesen des jungen Mannes, daß ihn ein schwerer Kummer betroffen hatte, und er sah sich in seinen Vermutungen, denen er sonst keinen Ausdruck verlieh, nur bestärkt. Der Graf hoffte, daß eine ernste Arbeit und der damit verknüpfte Erfolg den Künstler wieder einem freudigern Leben zurückgeben möchte, und so erzählte er im Laufe des Gesprächs, daß er seinem Schwiegervater, einem alten Parlamentarier und Kunstfreund, in einem Bilde ein Geburtstagsgeschenk machen wollte, zu welchem ihm Harald behilflich sein müsse.

Das Bild muß aber aus dem Leben genommen sein, bemerkte der Graf, und einen Gegenstand darstellen, welcher den geistigen Kampf unsrer Zeit cha-

rakterisiert. Mein Schwiegervater klagt beständig darüber, wie wenig die Künstler den Geist der Zeit zu erfassen verstünden, oder wenn er sich milder ausdrückt, wie spurlos dieser Geist an ihnen vorübergehe, wie sie ihre Gegenstände entweder den gefuchtesten und oft ungewöhnlichsten Ereignissen der Vergangenheit entnehmen oder, abgesehen von den Schlachten- und Landschaftsmalern, sich an die kleinen Vorwürfe spießbürgerlichen Lebens halten. Es ist ja ähnlich in der Literatur; in einer Zeit, die Deutschlands jahrhundertlang erträumte Einheit errungen hat, die den Kampf der sozialen Gegensätze zu schlichten versucht, füttern uns die Dichter mit altägyptischen, römischen, mittelalterlichen, an den Haaren herbeigeholten Stoffen. Von dem Menschen der Gegenwart, von seinem Ringen in einer sich neu bildenden Gesellschaft ist nie die Rede; die Lösung solcher Probleme müssen wir uns jenseits der Vogesen holen, und das mag außer andern Gründen es erklären, weswegen der französische Roman in so großer Blüte steht. Wenn einmal ein späterer Forscher, lieber Freund, lediglich aus den Bildern Ihrer Kollegen einen Rückschluß auf unsre Kultur machen müßte, so würde er glauben, daß, abgesehen von dem Schlachtengetümmel, unser ganzes Leben sich in stilvollen Interieurs, Bauernhütten, Tiroler Jagdgeschichten und sonstigen kleinen Vorkommnissen abgespielt habe. Kein Forscher würde es den Werken dieser Künstler ansehen, daß sie in einem Jahrhundert gelebt, in welchem das politische wie das wirtschaftliche Leben die größte Umwälzung erfahren haben, wo Presse, Vereine und Parlament den Mittelpunkt der staatlichen Bewegung bilden. Es würde mir deshalb eine außerordentliche Freude verursachen, wenn ich dem alten Herrn einmal beweisen könnte, daß seine gewiß sehr richtige Idee auch einmal von einem tüchtigen Künstler in die Wirklichkeit umgesetzt worden ist.

Statt aller Antwort nahm Harald das Tuch, mit welchem die Staffelei verhängt war, herunter und zeigte dem Grafen den Entwurf zu seiner Volksversammlung, zu jenem Bilde, das er in der Zeit seiner Bedrängnis begonnen hatte, aber noch niemals hatte vollenden können und an dem seit Jahr und Tag nichts mehr gefördert war. Der Graf war von diesem Entwurfe ganz entzückt und freute sich, in Harald den Künstler gefunden zu haben, der von selbst auf den eben zum Ausdruck gelangten Gedanken gekommen war. Er bat den Maler inständigst, ihm dieses Bild für seinen Schwiegervater zu vollenden und die Arbeit unverzüglich fortzusetzen, damit das Bild bis zum fünfzehnten August, dem bevorstehenden Geburtstage, fertig würde.

Diesen Bitten vermochte Harald nicht zu widerstehen, und er ging sofort an das Werk, das er mit aller Zuneigung für den Besteller in der sorgsamsten Weise förderte. Er war so fleißig, daß er an nichts andres dachte, und zu seiner Genugthuung vermochte er schon im Anfang August mit dem Grafen Adolwig auf das Gut des Schwiegervaters zu reisen und das Bild während der Abwesenheit desselben aufzustellen. Das ausgeführte Werk erhielt den vollen Beifall des kunstfönnigen Bestellers, der in diesem Bilde seine Gedanken nicht nur verwirklicht, sondern übertroffen fand. Schon die Beleuchtung übte auf den Beschauer einen eigentümlichen Reiz; ein dichtgefüllter großer Saal, durch dessen trübe Luft das matte Gaslicht durchdrang. Es war der Augenblick gewählt, in welchem der Redner ein zündendes Schlagwort in die Menge geschleudert hatte, dessen verschiedene, vielartige Wirkung in der Zuhörerschaft zum Ausdruck gelangte. In den Ecken sprach sich die Zustimmung zu den Worten des Redners in ihren verschiedensten Abstufungen aus, sie that sich von der kühlen

Erwägung bis zum jubelnden, stürmischen Beifall kund; in den Andern — der Minorität — spiegelte sich die entgegengesetzte Strömung von der ruhigen Ablehnung bis zur erbittertsten Gegnerschaft. Man empfand die volle pulsirende Kraft des belebenden Ereignisses, man fühlte sich selbst dabei beteiligt und vermochte in jedem Kopfe die politische Gesinnung des Trägers zu erkennen. Der Graf erklärte sich außer stande, seiner hohen Befriedigung den Ausdruck zu geben, von dem er so mächtig ergriffen war; er hätte so gern auch dem Künstler das Glück erwiedert, welches ihm dieser durch sein Werk gewährt hatte; er bat deshalb den Freund, bis zum Geburtstage zu bleiben und in dem größern Kreise hervorzutreten. Allein er stieß hierbei auf entschiednen Widerstand. Harald war trotz aller Bitten nicht zu bewegen, bei der Übergabe des Bildes an den Beschenkten zugegen zu sein; er wollte eine Reise ins Hochgebirge machen, und dazu mußte der noch kurze Rest des Sommers benützt werden, sodaß der Graf von einem weitem Zureden Abstand nehmen mußte. Auch war es bei allen zarten Bemühungen dem Grafen nicht gelungen, sich zu dem Vertrauten des Kummers zu machen, der, wie er nur zu deutlich sah, dem Freunde das Herz belastete. Nur als der Graf die Summe bestimmte, welche geeignet war, dem Künstler für eine weite Zeit eine völlig unabhängige Existenz zu sichern, ging dieser ein wenig aus seiner Zurückhaltung heraus.

Ich nehme die Summe an, bemerkte er, einmal weil ich das Bewußtsein habe, Ihnen nichts Unwürdiges geliefert zu haben, und dann, weil ich mich durch Ihr wahrhaft königliches Honorar von der Sorge um meinen Bruder befreien kann. Mir bleibt noch eine genügende Summe übrig, um über Jahr und Tag leben zu können, und ich fühle es untrüglich in mir, daß ich selbst nicht mehr viel brauchen werde. Aber als Freundschaftsdienst bitte ich, daß Sie diese Summe auf den Namen meines Bruders bei einer sichern Bank anlegen und ihn nach Jahresfrist, wenn er seine Prüfung bestanden haben wird und Forschungsreisen in das Ausland antreten muß, davon benachrichtigen. Ihnen aber, teuerster Graf, werde ich es nicht vergessen, daß ich Ihnen wie meine erste Befreiung so auch die letzte von einem schweren Druck verdanke, und wenn Sie dem Bilde einen Wert beilegen, so vergessen Sie dabei auch die dankbare Gesinnung des Malers nicht.

Sie scheinen einen Abschied zu nehmen, lieber Freund, als ob wir uns nimmer wiedersehen sollten, während ich stolz darauf bin, Sie erst entdeckt zu haben und nur die erste Staffel Ihrer Ruhmesleiter sehe — aber ich will nicht Worte machen. Sie kennen mich gut genug, um zu wissen, welch treues Freundesherz für Sie in meiner Brust schlägt. Lehnen Sie diesen Freund nicht ab, der auch den unbekanntem Kummer mit Ihnen teilen will und, ohne in denselben einzudringen, sich bemühen wird, Ihnen den Weg zu einem neuen, der Kunst ganz und rein geweihten Leben zu zeigen. Ich will nicht wissen, was Sie drückt, und selbst, wenn Sie es mir sagen möchten, wollte ich nicht, daß Sie alte Wunden wieder fließen machen. Nur das Eine will ich: ich möchte Sie nicht von mir lassen, ohne den Trost zu haben, daß Sie sich wieder selbst und uns wie der Kunst zurückgewonnen sind.

Der Graf hatte Thränen in den Augen, als er bei diesen Worten die Hände des Künstlers ergriff und ihn in seinen überströmenden Empfindungen an die Brust zog.

Auch Harald konnte sich seiner tiefen Rührung nur mit Mühe erwehren.

Nicht dadurch, teuerster Freund, können Sie Ihr edles Ziel erreichen, daß Sie mich zur Rückkehr ins Leben zwingen. Heute habe ich das Gefühl, als ob mich nichts mehr mit dem Leben verbinde, und selbst Ihre Hochherzigkeit und Großmut, Ihre Freundschaft und Liebe vermag den Nerv nicht mehr an den Organismus, von welchem er gewaltsam abgeschnitten ist, anzuknüpfen. Ich sehne mich nach dem Frieden der Natur, vielleicht daß diese mir auch den Frieden der Seele bringt.

(Fortsetzung folgt.)

Notizen.

Zum Verhältnis von Kirche und Staat in Preußen. Die Wahlen sind immer das beste Agitationsmittel, und so sind sie auch von der intransigenten ultramontanen Seite benutzt worden, um die Gemüther katholischer Wähler wieder aufs neue aufzuregen. Material zu dieser Agitation lieferte der hyperultramontane Abgeordnete Bachem in einer bereits in 4. Auflage vorliegenden Schrift.*) *C'est le ton qui fait la musique.* Die Bemühungen des Verfassers sind darauf gerichtet, an der Hand durch ihn zurechtgelegter Thatsachen nachzuweisen, daß die preussischen Fürsten in Religionsangelegenheiten sich lediglich von ihrem Vortheil hätten leiten lassen und von Anfang an in systematischer Feindseligkeit gegen die katholische Kirche aufgetreten seien. Solche Verdrehungen der Wahrheit verdienen keine Widerlegung, denn man kann sich nur mit einem ehrlichen Gegner in einen Kampf einlassen, nicht mit einem solchen, der von vornherein mala fide ist. Es legt dieses Pamphlet wieder ein Zeugnis von der Gesinnung ab, welche man in Jesuitenkreisen gegen den Staat und gegen das Königtum hegt, und insofern hat auch diese Schrift ihren Wert, da man mitunter auch in hohen Kreisen sich von dem Lammfell täuschen läßt, in welches sich der Jesuit zeitweilig zu kleiden versteht. Es ist aber gleichzeitig ein Zeugnis, wie tief bereits die agitatorische Demagogie Eingang in die katholischen Kreise gefunden hat. Herr Bachem giebt uns zwar im Abgeordneten-hause vielfach das Schauspiel einer solchen Agitation; hier hat er sie zum erstenmale schriftlich niedergelegt.

Der Katholizismus versteht es bekanntlich, sich mit jeder Regierungsform abzufinden; in dem Kampfe gegen den Staat ist aber ein niederer Klerus in Preußen großgezogen worden, der sich nicht mehr bloß gegen die weltlichen, sondern auch gegen seine geistlichen Behörden wendet und mit der diese bereits zu rechnen haben. Geht das so weiter, dann wird eine Zeit kommen, in welcher die Bischöfe den Staat um Schutz gegen ihre eignen Geistlichen werden bitten müssen.

Gegenüber den Entstellungen der vorgenannten Schrift ist es erfreulich, auf das Buch von Wiermann aufmerksam machen zu können,**) welches in ebenso ausführlicher wie objektiver Weise eine Geschichte des Kulturkampfes, seines Ursprunges, Verlaufs und heutigen Standes bringt. Es giebt die wichtigern Urkunden wörtlich wieder und bietet für jeden, der sich unterrichten will, ein übersichtliches und farbenreiches Bild.

Ein Denkmal für Hutten und Sickingen. In diesen Tagen ist durch hunderte von Zeitungen ein Aufruf zu Beiträgen für ein Hutten-Sickingen-Denkmal

*) Preußen und die katholische Kirche. Von Julius Bachem. Köln, 1885. 136 S. — **) Geschichte des Kulturkampfes. Von Dr. G. Wiermann. Leipzig, Renger'sche Buchhandlung, 1885. 328 S.